

URS FRIEDEN

«Mä isch eifach da fürenand»

Ein schmales Eckhaus in der Einfamilienhäuserzeile an der Parkstrasse. In kleinen Beeten neben der Haustüre knospen erste Blumen und Sträucher. Das Wohnzimmer ist hell und geräumig, an der Wand ein grosser Bildschirm, der Sportresultate anzeigt. Urs Frieden, frisch frühpensionierter Journalist, Ex-Sportler, grüner Politiker und Freiwilligenarbeiter erzählt am Stubentisch, wie alles anfing. Und wie es weiterging.



Dialog-Präsident, Journalist (auch für den AfdN), Sportler und Fanarbeiter ...

Bild: Katrin Bärtschi

Ich wurde am 23. Februar 1956 im Viktoriaspital geboren und wuchs als Jüngster mit einer Schwester und zwei Brüdern am Blumenweg in der Lorraine auf. Die Beiz an der Ecke hiess damals Rebstock. Ich erinnere mich gut an die Girlanden und das Gärtli. Der Quartierhof war doppelt so gross wie heute, wir spielten am Brunnen und Vater – Wachtmeister der Polizei – jasste mit dem Bäcker und dem Metzger in der Brasserie, dazumal eine Quartierknele. Die Lorraine war idyllisch und schon damals ein bunter Mix. Die Eisenbahn, die früher entlang des Nordrings gefahren war, hatte sie abgeschnitten vom nobleren Breitsch. In der ersten Klasse standen eines Tages plötzlich ein Italo und zwei Spanier da. Sie sprachen kein Wort Deutsch, waren aber innert Kürze integriert. Der Frauenverein strickte Pullover für die fremden Kinder, die Unterstützung war noch nicht professionalisiert.

Ich ging vier Jahre in der Lorraine zur Schule, nachher zwei Jahre im Viktoriaschulhaus, zwei Jahre im Progr. Die Matura machte ich im Neufeldgymer. Dann folgte die RS, nach der ich mich aber bald vom Militär löste. Ich fing ein Theologiestudium an und wollte mich in Richtung Jugendarbeit entwickeln. Diese interessierte mich sehr, ich war auch als Jungwachtleiter aktiv. Doch wurde ich bereits mit einundzwanzig Vater, und so hiess es dann Geld verdienen. Ich jobbte und landete ir-

gendwann beim Journalismus. Via die Bewegungszeitung Drahtzieher kam ich zur Wochenzeitung WOZ. 1985 wurde ich erster Bundeshausjournalist der WOZ, welche für die politischen Institutionen Pest und Schwefel verkörperte.

Zur Jugendbewegung war ich gestossen, weil ich politisch sehr interessiert, für 68 jedoch zu jung war. Ich hatte darauf gewartet, dass etwas Vergleichbares passieren würde. Im Gymer und in der Armeewar ich weiter politisiert worden.

1994 wechselte ich in die Sportredaktion des Schweizer Fernsehens zur Sendung Time out. Sport und Hintergrund. Ich machte dort alles, ausser moderieren. Meine Jugend war ja auch von meiner Fussballerkarriere geprägt gewesen: Bereits als Sechzehnjähriger war ich mit den YB-B-Junioren Schweizer Meister geworden und war gleichzeitig Nationalspieler. Obwohl ich dem Club schon lange verbunden war, hinterfragte ich dann auch einiges: viermal trainieren pro Woche, sehr strenge Trainer, die Hierarchien – ich hörte auf mit dem Spitzensport.

In meinem Leben überschritten sich Fussball, Beruf und Politik oft. Acht Jahre sass ich für die Grünen im Stadtrat. 2000 wurde ich Sportchef

der BZ, 2004 kam ich in die Sportredaktion des Blick und des SonntagsBlick. Ich wurde Vize-Chef von fast fünfzig Leuten. Die Doppelbelastung durch Politik und Arbeit inklusive Pendeln und Wochenendienste auf der Redaktion wurde mir jedoch zu viel. Deshalb wechselte ich zu work, der Zeitung der Gewerkschaft Unia, wo ich Blattmacher wurde. Grobplanung und Organisation der einzelnen Ausgaben. 2007 übernahm ich die Leitung der Kommunikation Euro 08 in Bern und anderer sportlicher Grossanlässe. Ich schrieb auch das Buch «Das orange Wunder von Bern», das im Benteli Verlag erschien und inzwischen vergriffen ist. 2011 ging ich zum Schweizerischen Roten Kreuz (SRK) als Leiter der Inlandkommunikation, wo ich bis Januar 2019 blieb. Seither bin ich frühpensioniert, arbeite aber als Selbstständiger weiter. In meinem Hauptmandat coache ich die nau-Journalisten und -Journalistinnen. Nau.ch ist ein Projekt meiner Söhne, einer, Micha Zbinden, ist dort Chefredaktor. Für diese Internet-Informationsplattform werden täglich mindestens hundertfünfzig Meldungen aufbereitet und davon ein Teil für die Screens im öffentlichen Verkehr. Dies familiengerecht. Also kein Sex, kein Krieg und nicht sagen,

das es den Samichlous nicht gibt.

Ich präsidiere im weiteren den Ökofonds des EWB, der Geld vergibt für innovative Energieprojekte.

In Freiwilligenarbeit bin ich zudem Präsident des DIALOG Nordquartier, der Dachorganisation von sechsundzwanzig Vereinen und Parteien im Quartier. Jeder Berner Stadtteil verfügt über so eine Kommission als institutionalisiertes Bindeglied zwischen Stadt und Bevölkerung. Das oberste Ziel ist der Einbezug der Quartierbevölkerung in die städtische Politik. Die Bewohnerinnen und Bewohner sollen ihre Bedürfnisse maximal einbringen können.

1996 war ich Gründungsmitglied des Vereins «Gemeinsam gegen Rassismus». In jener Zeit gab es im YB-Publikum viele Nazis, rassistische Parolen, Hakenkreuz-Aufnäher. Auf den Spielerleibchen war damals kein Sponsor verzeichnet.



Ein Aufdruck würde 50 000 Franken kosten. Wir sammelten das Dreifache und wurden auf die Leibchen gedruckt. YB musste nun die Kontrollen an den Stadioneingängen verbessern. Hakenkreuze, Hitlergruss, white power waren verboten, die Securitätssler wurden speziell ausgebildet – es gab keine rassistischen Vorfälle mehr und ausländische Familien und Linke gingen wieder an die Spiele. Dank des Imagegewinnes und des von uns gesammelten und gespendeten Geldes überlebte YB überhaupt. Und das Publikum selber duldet auch keine Gewalt und keinen Rassismus mehr. Man spricht hier von der «Selbstregulierung der Kurve». In den Extrazügen musste keine Polizei mehr mitfahren. 1998 entstand aus dieser Fanarbeit die «Halbzeit», das Lokal der antirassistischen Fussballfans an der Beundenfeldstrasse, das unter anderem zur Geburtsstätte von Radio gelb-schwarz gegen Rassismus, und Fare (Football Against Racism in Europe) wurde.

Dieses «Gründerzeugs» entspricht einer Seite von mir. Ich war auch am Entstehen des Journal B beteiligt, wo ich heute noch im Vorstand tätig bin. Eine meiner anderen Seiten ist mein Helfersyndrom. Ich habe immer Freiwilligenarbeit gemacht und dabei mich selber, vor allem mein Portemonnaie, vergessen. Aber damit kann ich leben und ich engagiere mich ja gerne unentgeltlich. Vermutlich ist dafür meine christliche Erziehung mitverantwortlich: Mä isch eifach da fürenand. – Ich würde es noch einmal genau gleich machen.

Inzwischen bin ich mehrfacher Grossvater, was ich sehr geniesse. Zusammen mit meiner Partnerin Barbara wohne ich noch immer im Nordquartier. Es gibt hier sehr viele places to be, Plätze, wo man sich gerne aufhält. Die Lebensqualität ist hoch, es gibt viele sympathische Leute, der Zusammenhalt ist gross. Trotz der dörflichen Atmosphäre gibt es kein Hindedüregsnurr. Seit dreiundsechzig Jahren lebe ich im schönsten Quartier der schönsten Stadt der Schweiz.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi